



# STARTWOCHEENZEITUNG

uni@landeszeitung.de

Eine Sonderbeilage der Landeszeitung

Sonnabend/Sonntag, 15./16. Oktober 2011

## Eine ganz besondere WG

Die Initiative „Vision Inklusion“ bringt Studierende und Behinderte zusammen. **Seite 2**

## Alltag in der geschlossenen Station

Wir begleiten eine Krankenschwester auf ihrer Schicht in der Psychiatrie. **Seite 3**

## Auf eine Zigarette

Ob unser Protagonist schließlich ankommt? Das Ende der Fortsetzungsgeschichte **Seite 4**



Die hochkarätige Jury (Raimund Becker, Prof. Dr. Ursula Engelen-Kefer, Peter Clever, Prof. Dr. Jürgen Kluge, Dr. Axel Heinemann, v.l.n.r.) verfolgt interessiert die Ideen für ein neues Gesundheitssystem, die ihr die Studierenden der Leuphana präsentieren.

## Euphorie und Doppelsieg

Die Startwoche 2011 ging spannend und erfolgreich zu Ende. **Saskia C. Schmidt** und **Hanna Schwormstede** haben die Stimmung bei der Abschlussveranstaltung eingefangen und blicken zurück auf ereignisreiche Tage.

Füße trommeln auf den Holzboden, die Studierenden johlen und klatschen - die Euphorie in dem großen Zelt auf der Mensawiese ist spürbar. Jeder Redner, der das Podium betritt, wird von seiner Gruppe lautstark angefeuert. Die Jury ist begeistert von den durchdachten und verständlichen Präsentationen der Gruppen, deren Sprecher während ihres Vortrages eher vor Kälte als vor Nervosität zittern. Auch die Juroren lassen sich von der Stimmung der Studenten anstecken, hören gespannt zu und lachen mit.

„Unsere Erwartungen wurden übertrroffen. Die Studierenden der Leuphana haben einen großen Beitrag zu der weiteren Entwicklung des deutschen Gesundheitssystems geleistet.“ Mit diesen Worten leitete Vizepräsident Holm Keller gestern die Abschlussveranstaltung der diesjährigen Startwoche ein.

In diesem Zelt hatte vor einer Woche mit der Begrüßung der neuen Studierenden alles begonnen. Seit dem Beginn der Startwoche am Montag hat sich viel getan. Es wurden nicht nur

Koalitionen geschlossen, sondern auch Freundschaften. Die Erstsemester sind zusammengewachsen. Solidarität und Gerechtigkeit standen sowohl in den Gruppen als auch in den ausgearbeiteten

Vorschlägen im Mittelpunkt. Das begeisterte Jury-Mitglied Prof. Dr. Ursula Engelen-Kefer: „Sie haben eine tolle Leistung vollbracht. Ich wäre sehr froh, wenn Politiker davon lernen würden.“

„Gesundheit!“ war dieses Jahr das Thema, an dem die Erstsemester eine Woche lang gearbeitet haben. Zugegeben, das deutsche Gesundheitssystem umzukrempeln, war keine einfache Aufgabe. Umso beeindruckender war es, wie die rund 1800 neuen Studierenden, aufgeteilt in drei Kohorten, voller Eifer an das Planspiel gingen. „Ich fand es spannend, an einem konkreten Problem Deutschlands zu arbeiten“, erzählte der BWL-Student Julian Engelken.

keit von Anfang an. Als die Gruppen sich erst einmal geeinigt hatten, waren die Verhandlungen die nächste Herausforderung. „Jede Gruppe wollte ihre Interessen vertreten. Und je mehr zusammen kamen, desto schwieriger wurde das - wie in einem Trichter“, berichtete Engelken.

Kompetentes Auftreten, klare Forderungen und Teamgeist - all diese Eigenschaften waren für die Verhandlungen um ein alternatives Gesundheitssystem und für die Koalitionsbildungen notwendig. Tutorin Anna Wulf war von dem Engagement ihrer Gruppe begeistert: „Sie haben sich für die Debatte eigenständig organisiert und strukturiert. Die Gruppenmitglieder wurden von den Sprechern auch während der Verhandlung stets mit einbezogen.“

Am letzten Debattentag bestand die Aufgabe der Koalitionen darin, sich bis 16.30 Uhr auf ein bis zwei Konsenspositionen pro Kohorte zu einigen. Die Sprecher der Koalitionen vertraten professionell und leidenschaftlich ihre Vorstellungen und ernteten Beifall oder Buhrufe, je nachdem, wie hitzig die Debatte war. In letzter Minute schlossen sich noch einige neue Koalitionen, andere wiederum zerbrachen. Die finale Einigung kam meist durch eine demokratische Abstimmung zustande. Bis in die Nacht wurden unter Hochdruck die Präsentationen und Thesenpapiere für den nächsten Tag vorbereitet.

Eigentlich sollten am Freitag zwei Sieger ermittelt werden, doch das Konzept der „Deutschlandversicherung“ von Gruppe A2 überzeugte

durchweg (siehe Seite 2). Zum einen entschied sich die Jury einstimmig für diesen Vorschlag. Zum anderen tippte das Publikum beim Handyvoting die Gruppe zum Sieger. „Ausschlaggebend für den Sieg waren die klugen und abgewogenen Ideen, die das heutige System weiterführen. Solidarität, Effizienz und Finanzierung wurden gleichermaßen miteinbezogen. Daher ist es umsetzbar und realitätsnah“, begründete Jury-Mitglied Raimund Becker.

Im kommenden Juni werden die Sieger ihren Vorschlag in Brüssel vor der Europäischen Kommission präsentieren. Doch erst mal sind sie erleichtert, dass die Aufregung vorbei ist. „Samstag bei der Hörsaalangparty werden wir unseren Sieg zusammen feiern“, freut sich Roman Kalex, der Sprecher der Gruppe, während er mit seinen neuen Kommilitonen aus dem Zelt in das wohlverdiente Wochenende strömt.

„Die Studenten haben einen großen Beitrag zur weiteren Entwicklung des Gesundheitssystems geleistet.“

„Solidarität, Effizienz und Finanzierung wurden in das Siegerkonzept gleichermaßen einbezogen.“



Beim Handyvoting konnte jede Nummer nur einmal abstimmen - gut, wenn man zwei Handys dabei hatte. Fotos: Schkade



## Stress, lass nach!

Seit mehreren Wochen locken Dominosteine, Christstollen und Lebkuchen. Auch ich konnte nicht widerstehen und habe mir gleich eine Packung Spekulatius gekauft. Prompt brach sich eine Weihnachtseuphorie in mir Bahn und ich begann über Geschenke für all die lieben Menschen in meinem Leben nachzudenken.

Während ich die diversen Internet-Shops absurfte, wo ich inzwischen fast alle Geschenke bestelle, kam mir eine grandiose Idee: Seit ich denken kann, ist meine Mutter zu Weihnachten das reinste Nervenbündel. Weihnachtsbaum, Weihnachtsgeschenke, Weihnachtsbesuche. All die W-Worte treiben sie pünktlich zum Fest der Besinnlichkeit an den Rand einer Besinnungslosigkeit.

Die Frage der Fragen jedoch ist sie eh und je: „Was essen wir dieses Jahr?“ Neben der üblichen Hirnzermaterei, ob nun Fisch oder Gans oder Ente, sind Supermärkte zu Weihnachten kein Zuckerschlecken und für meine Mutter eine weitere Umdrehung auf der Stressschraube. Ich beschloss, ihr ein wenig unter die Arme zu greifen und einfach alle Lebensmittel in einem Schwung im Internet zu bestellen. Denn inzwischen kann man ja nicht nur Bücher und CDs, sondern auch Schweinebraten, Frühlingsrollen und Gemüse im Netz ordern.

Also flugs das Rezept für das perfekte Weihnachtsessen gegoogelt und los ging's. Schnell landeten Rindertatzen, eine Kiste Rotwein und eine Packung „Kartoffelknödel halb&halb“ in meinem virtuellen Warenkorb. Aber das kann es ja noch nicht gewesen sein. Zum gemütlichen Kaffee am Nachmittag bestellte ich noch eine



Eine Shopping-Tour mit Saskia Schmidt

Weihnachtsgemüchermischung und Fair Trade Kaffee aus Bolivien. Ich war begeistert: Wenige Mausklicks und fertig war das Weihnachtsmenü!

Voller Stolz der guten Tochter rief ich meine Mutter an, um ihr zu verkünden, dass unser diesjähriges Weihnachtsessen unter Dach und Fach sei. Ihre Reaktion warf mich aus der Bahn: „Hatte ich dir noch nicht erzählt, dass wir dieses Jahr essen gehen? Ich wollte mir diesen ganzen Stress nicht mehr machen.“

Jetzt beschäftige ich mich mit der Stornierung der diversen Bestellungen. Ich hoffe, der Tafelspitz ist noch in der Kühlung.

## Danke, LZ!

Eine Woche lang durften wir Studierenden der Leuphana Universität Lüneburg als Redakteure unter dem Dach der Landeszeitung arbeiten. Wir haben Hintergründe recherchiert, Interviews geführt, Schauplätze und Menschen fotografiert und uns im Wettrennen gegen die Uhr die Finger wund getippt. Heute erscheint unsere Beilage zum letzten Mal. Für eine aufregende und lehrreiche Woche sowie die hervorragende Unterstützung sagen wir: Danke, LZ!

## Kommentar

Hauptsache viel,  
Hauptsache billigvon **Anastena Gerst**

Der Kunde in Deutschland kann sich eigentlich glücklich schätzen: Die Regale in den Supermärkten - stets voll, die Preise im Vergleich zu anderen europäischen Ländern - auf Tiefstniveau. Doch der wahre Preis, den wir alle für diese vermeintlich paradiesischen Zustände zahlen müssen, ist ein hoher: ein Verlust an regionalem Angebot und lokaler Einkaufskultur. Denn große Supermarktketten vertreiben kleine Geschäfte und Anbieter, die früher ein passgenaues Angebot hatten: Menschen in einer bestimmten Region mit Produkten aus dieser Region zu versorgen. Das hat lange Zeit gut funktioniert.

Das Aufkommen der Discounterketten macht nicht nur den Besitzern lokaler Geschäfte das Leben schwer. Hersteller und Kleinbauern müssen dem Preisdruck der Discounter standhalten. Wer nicht mitzieht, verliert. Der monatelange Kampf um die Milchpreise 2009 hat gezeigt, mit welcher harten Bandagen um jeden Cent zwischen Zulieferern und Discountermärkten gekämpft wird. Das Problem liegt jedoch nicht nur auf der Seite der mächtigen Discounter. Der Verbrau-

cher hat sich längst an „Super-Billig-Angebote“ und „Mega-Sparpreise“ gewöhnt. Mehr als 50 Prozent aller Lebensmittel in Deutschland werden bereits bei Lebensmitteldiscountern gekauft.

Diese Entwicklung bringt auch kulturelle Einbußen mit sich. Mit dem Tante-Emma-Laden verschwindet nach der Dorfkeiße auch der letzte soziale Treffpunkt aus vielen Dorfgemeinschaften.

Es ist höchste Zeit, dem entgegenzuwirken. Das Bewusstsein ändert, zeigt bereits der große Zulauf, dem sich Bio-Märkte gerade in Großstädten erfreuen. Aus Großbritannien stammt die so genannte „Transition Town“-Bewegung. Hinter dieser Idee steckt vor allem der ökologische Gedanke einer nachhaltigen Versorgung, insbesondere mit Lebensmitteln. Ziele sind das lokale Wirtschaften mit Produkten aus der Region und die Förderung der Selbstversorgung. Erste Initiativen dieser Art haben sich auch in Deutschland bereits gebildet - zum Beispiel in Bielefeld und Göttingen. Wir alle können etwas tun: Denn wer seinen Einkaufskorb füllt und womit, entscheidet am Ende jeder selbst.

**Der Verbraucher hat sich längst an „Super-Billig-Angebote“ gewöhnt.**

## Im Wartezimmer

Vom Bahnsteig ins  
rollende Wartezimmervon **Hanna Schwormstede**

Wer noch nie auf den Metronom gewartet hat, ist entweder noch nie mit ihm gefahren oder ein Glückspilz.

Jetzt, da die Tage wieder kälter werden, bekomme ich schon Angst vor dem Winter. Denn der letzte war fies. Und hat mir offenbar ein Trauma verpasst.

Festgefroren am Lüneburger Bahnsteig, mitten in einer fröstelnden Fahrgemeinschaft, warte ich auf das eiserne, blau-weißgelbe Pferd. Die Minuten ziehen sich in die Länge, nichts tut sich. Nur die Durchsage, dass sich der Zug um wenige Minuten verspätet. Müssten sie jetzt nicht noch extra sagen, merke ich auch so. Meine Wut steigt. Zum Glück ist der Bahnsteig vereist und ich kann gepflegt mit dem Fuss auf das Eis eindreschen. Irgendwann kommt der Zug dann. Alle rein, Buch raus, Kopfhörer auf oder Augen zu. Die meisten scheinen zu wissen, was ihnen blüht.

Denn manchmal geht die Warterei erst dann richtig los, wenn man auf den lustig gesprenkelten Polstern Platz genommen hat. Gesperrte Türbereiche, außerplanmäßige Zugüberholungen, Polizeieinsätze. Das alles macht mich rasend, den Zug jedoch nicht. Er

steht und steht und steht. Ich will die Türen reparieren, alle anderen Züge auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigen und die Zug-Störenfriede eigenhändig abführen. Einmal schlug sogar der Blitz in die Oberleitung ein. Ich fürchte, Donnergott Thor höchstpersönlich hat den Metronom auf dem Kieker.

Naja, wenigstens sind die ZugbegleiterInnen stets um Schadensbegrenzung bemüht. Öfter als mir lieb ist, informieren sie mich über die genaue Minutenzahl der Verspätung.

Nach gefühlten drei Stunden erreiche ich den Hamburger Hauptbahnhof und will sofort auf den Bahnsteig stürzen. Doch die dort Wartenden wittern ihre Chance und strömen auf die Türen ein. Während ich mich hindurch kämpfe, murmele ich mit finsterem Blick: „Na dann mal frohes Warten!“

Oft genug allerdings muss ich auch auf den nächsten Metronom warten, weil ich eine Minute zu spät den Bahnhof erreichte. Denn auch ich halte oft genug nicht die Abfahrtszeit ein - meine eigene, mit dem Rad zum Bahnhof.



## Impressum

Chefredakteur: Björn Ahrend

Chef vom Dienst (CvD): Christoph Aberle

Layout:

Marie Jansen, Corinna Kröger

Bildredaktion:

Svenja Butenschön, Annabell Lehne, Julia Nordholz, Franziska Schkade

Redaktion (Print und Online):

Felicitas Arnold, Melanie Böhme, Ann-Christin Busch, Natalja Fischer

Anastena Gerst, Gesche Marie Hollweg, Anja Lakenmacher (Online)

Paul Rietze, Saskia Carolin Schmidt, Hanna Schwormstede

Bianca Wagner (Online), Marie Wuth

www.startwochenzeitung.de

## Die „Deutschlandversicherung“ gewinnt

von **Felicitas Arnold** und **Paul Rietze**

Das Siegerkonzept der Gruppe A2 heißt „Die Deutschlandversicherung“. Grundpfeiler ist eine gesetzlich verpflichtende Versicherung für alle. Diese soll von den gesetzlichen Krankenkassen geleistet werden, während die privaten ausschließlich für Zusatzleistungen zuständig sind. Außerdem soll es weiterhin mehrere Krankenkassen geben, die in Konkurrenz stehen. Die Einrichtung eines Präventionsfonds stellt eine zweite Säule des Konzepts dar. Mit den sich darin befindenden Geldern, sollen gesundheitliche Vorsorgemaßnahmen gefördert werden, um die Entstehung von kostenintensiven Krankheitsfällen zu minimieren. Arbeitgeber, Rentenversicherungen und Krankenkassen finanzieren den Fonds.

Eine grundlegende Änderung des Leistungskatalogs der Krankenversicherungen ist nicht vorgesehen. Vielmehr soll dieser erhalten bleiben und kontinuierlich optimiert werden, dies wird in die Hände spezifische Akteure des Gesundheitswesens gelegt. Das Konzept sieht vor, Gesundheitszen-

tren einzurichten, gleichzeitig jedoch auch die ambulante Versorgung auszubauen. Das neue System soll von Zahlungen der Arbeitnehmer getragen werden, die die Beiträge zu gleichen Teilen, finanzieren. Die Zahlungen hängen vom jeweiligen Bruttoeinkommen der Versicherten ab.

Des Weiteren finanziert sich das System durch Steuereinnahmen, die bereits jetzt bestehen, wie die Tabak- und Alkoholsteuer. Eine Genussteuer soll zusätzlich eingeführt werden. Zudem ließen sich durch die Optimierung der Verwaltung sowie des Handels mit Medikamenten und medizinischen Hilfsmitteln weitere Einsparungen erzielen. Außerdem soll das gesamte Gesundheitssystem transparenter werden: elektronische Apothekenrezepte, transparente Behandlungskosten, und Rankingsysteme für Krankenhäuser. In dem Modell führen unabhängige Institute Bewertungen von Behandlungsmethoden und Medikamenten durch. Arzneimittel sollen, wo möglich, auch in kleineren Mengen abgegeben werden. Finanz- und



Engagiert stellt Roman Kalex das Siegerkonzept der Gruppe A2 vor. Foto: Lehne

Forschungshilfen für die Entwicklung neuer Medikamente und Methoden sollen gestellt werden. Zusammenfassend stellt der Entwurf der „Deutschlandversicherung“ einen umfassenden Verbesserungsvorschlag dar, der auf Transparenz, Qualität und Gerechtigkeit setzt.

## Kreatives Chaos für mehr Miteinander

Noch leben behinderte und nicht behinderte Menschen oft nebeneinanderher.

Eine Studenteninitiative will das ändern. Ein Gastbeitrag von **Lea Gathen**

Freude am Austausch: Sophie und Sebastian

Dicke Tuben, Kästen voller Stifte und bemaltes Papier bedecken die Tische der Werkstatt. Evas Hand greift nach einem Filzstift, während ihr Gesicht mit den kindlichen Zügen zur Decke gewandt ist. Nur die faltige Haut verrät das Alter der Frau, die ein Chromosom mehr als ein gesunder Mensch besitzt. Heute malt Eva Blumen, Neveze neben ihr Kreise. Mit dem Stift in ihrer Faust entsteht ein Kreis nach dem anderen. Im Hintergrund spielt Flötenmusik.

Eva und Neveze können keine Rechenaufgaben lösen oder Englisch sprechen. In der Alltagswelt gelten sie als behindert. Das aber soll an diesem Mittwoch Nachmittag in den Hintergrund treten. Wie jede Woche öffnen die Kreativwerkstätten ihre Türen im Gebäude der ehemaligen Fachhochschule am Rotenbleicher Weg. Kunst, Musik, Theater oder Tanz sollen Menschen mit und ohne Behinderung ermöglichen „die Freiheit von künstlerischen Schaffensprozessen auszuko- sten.“, schreibt es der Trägerverein KuBiG - Institut für Kunst, Kultur, Bildung und Gemeinwesenentwicklung.

Gabi Reimus von der Lebenshilfe kommt seit anderthalb Jahren und genießt es, in der Werkstatt „mit sich selbst und der Zeit im Einklang zu sein“. Hier habe sie entdeckt, wie man Menschen auf andere Art und Weise begegnen könne: „Dass man sich auch ohne deutsche Sprache mit einem Menschen toll unterhalten kann, das glaubt mir immer keiner“, lacht sie. Was sie dagegen ärgert, ist Ignoranz: „Draußen gilt es oft, nur ja nicht aus der Norm zu fallen. Dabei machen die Unterschiede das Leben bunt.“ Einfache Worte für die Idee, Behinderte als eine Form menschlicher Vielfalt zu verstehen. Die UN-Behindertenrechtskonvention nennt dies „Diversity-Ansatz“.

Mit kräftigem Gelb füllen Sophie und Sebastian ihre Bilder einen Tisch weiter. Sie studiert Kulturwissenschaften, er lebt in der Behinderteneinrichtung Hof Bockum. Sebastian erzählt von weißem Frischkäse und kühlem Joghurt, von seiner Arbeit in der Käserei des Hofes. Sophie hört ihm zu. Der Austausch scheint eine Selbstverständlichkeit für die Zwanzigjährige zu sein. Ihren Lebensalltag

teilt die Studentin in einer Wohngemeinschaft der besonderen Art. Drei der sechs Bewohner besitzen einen Behindertenausweis. „Sprungbrett“ nennt sich das Pilotprojekt, das behinderte Menschen auf ihrem Weg in die Selbstständigkeit unterstützen will. „Alltagsbegleiter“ wie Sophie sind Teil des Konzeptes. Für sie ist das eine Selbstverständlichkeit: „Dafür kocht Paul mir doch morgens immer Kaffee“, winkt sie schmunzelnd ab.

Ein Miteinander des Gebens und Nehmens, wo jeder von den Stärken des anderen profitiert. Das wollen auch Johanna Wille und Kathi Wegener. Gemeinsam mit anderen Studierenden haben die beiden im vergangenen Jahr „Vision Inklusion“ gegründet. Die studentische Initiative an der Leuphana Universität Lüneburg soll das Offene Atelier langfristig auf feste Füße stellen und über die Kreise von Sozialverbänden hinaus bekannter machen. Dabei versteht sie sich als Schnittstelle zwischen Universität, Offenem Atelier und den Lüneburger Einrichtungen. Gerade sind neue Flyer frisch vom Druck gekommen. „Wer ist schon normal?“ prangt der Slogan auf grün mit Blumen. Darunter die Einladung, ins Offene Atelier zu kommen.

Von oben sind nun die Trommeln der Musikwerkstatt zu hören. „Im Mittelpunkt steht die gemeinsame Aktivität“, erklärt Wille und zählt auf, was die Initiative noch so alles plant: „Ausflüge, Spieleabende, Plätzchen backen und eine Weihnachtsfeier.“ Sie wünscht sich, dass die Studierenden spielerisch mit Inklusion in Berührung kommen.

Aus eigener Erfahrung weiß sie: Begegnung baut die Ängste vor dem Fremden ab. Berührung und Begegnung - Worte, die entscheiden können über das Miteinander oder auch das Nebeneinander, wie es gegenwärtig noch allzu oft der Fall ist.

## Vision Inklusion

## Selbstverständnis:

„Wir haben uns zum Ziel gesetzt, Inklusion von Menschen mit und ohne Behinderung hier in Lüneburg lebbar und erlebbar zu machen. Niemand soll auf Grund irgendwelcher Merkmale oder Fähigkeiten von etwas ausgeschlossen werden.“

**Mehr Informationen auf:**  
www.leuphana.de/visioninklusion  
**Kostenloser Workshop:**  
22.&24.01.2012 um 18 Uhr,  
Raum C 12.111 (Hauptcampus)



Hier geht es um Rhythmus - die Musikwerkstatt.

Fotos: Nordholz

## Ein Tag auf Station 3A

Zwangsjacke und Gummizelle sucht man hier vergebens. Die Psychiatrische Klinik hat **Natalja Fischer** und **Anastena Gerst** Einblick in ihren wahren Alltag gewährt.

Heute ist es ruhig in der Patientenaufnahme, in der das Telefon normalerweise ständig klingelt. Die Station 3A ist eine der vier geschlossenen Stationen der Psychiatrischen Klinik Lüneburg. Bianca Fritz-Westermann arbeitet hier seit fünf Jahren als Krankenschwester. Vorher war sie in der Drogenentgiftung nebenan in Haus 13 tätig. Die großen Glastüren der 3A sind verschlossen. Patienten, die hier behandelt werden, müssen in erster Linie vor sich selbst geschützt werden, in einigen Fällen besteht auch eine Fremdgefährdung. Übergriffe auf Pfleger kommen allerdings selten vor. Fritz-Westermann schließt die Tür auf und betritt die Station. Hier gibt es einen Gemeinschaftsraum, ein gemeinsames Esszimmer, verschiedene Therapieräume und den Raucherraum, von dem aus man über die ganze Stadt gucken kann. Die benachbarte offene Station ist kaum anders aufgebaut.



Bianca Fritz-Westermann

Auch die Patientenzimmer der unterschiedlichen Abteilungen ähneln sich. Die Patienten teilen sich helle Zweier- und Dreierzimmer, Einzelzimmer gibt es wenige. Seit einiger Zeit stehen hier auch wieder Topfpflanzen. „Wir mussten sie eine Weile von der Station entfernen, nachdem einige Patienten auf die Idee kamen, sie zu rauchen“, bemerkt Fritz-Westermann mit einem Schmunzeln.

Ein Bereich der 3A lässt jedoch deutlich den Unterschied zur offenen Station erkennen. Hier befindet sich in einem Raum direkt neben dem Dienstzimmer das Isolationszimmer, in das Patienten gebracht werden, die kurzzeitig eine Gefahr für sich selbst und andere darstellen. Hier besteht auch die Möglichkeit zur Fixierung. Dazu dient ein Bett mit Gurten, an das Patienten im Notfall angebunden werden können. Die Mitarbeiter hoffen täglich, es nicht benutzen zu müssen. Deshalb durchlaufen sie ein mehrtägiges Deeskalationstraining, damit es gar nicht erst dazu kommt. „Wenn man anfängt, hier zu arbeiten, gehört es außerdem zur Ausbildung eines Pflegers, sich einmal selbst zehn Minuten in die Fixierung zu begeben“, erklärt Bianca.

Auch dürfen die Patienten im Unterschied zur offenen Station aus Sicherheitsgründen keine scharfen Gegenstände mitnehmen: Rasierklingen und Metallbesteck findet man hier nicht.

Fritz-Westermann geht vorbei an der Medikamentenausgabe und öffnet die Tür zum Personalbereich. An

**Die Atmosphäre ist locker, die Kollegen in der Klinik verstehen sich gut.**

einem großen Tisch sitzen ein paar Kollegen und frühstücken. Die Atmosphäre ist locker, die Kollegen verstehen sich gut. In der 3A arbeiten insgesamt 26 Mitarbeiter, darunter Sozialarbeiter, Ergotherapeuten, Psychologen, Ärzte und Pfleger. Am Tisch sitzen heute außerdem ein Praktikant und eine Abiturientin, die hier ihr freiwilliges soziales Jahr absolviert. Lange dauert das gemeinsame Frühstück heute nicht, denn um 10 Uhr beginnt die Visite. Fritz-Westermann begibt sich mit dem Oberarzt Gunnar Witt und zwei weiteren Pflegern in einen Raum, in dem die 21 Patienten der Station nacheinander zum Gespräch erscheinen. Zunächst betritt ein Mann

Mitte 20 mit seinem Betreuer das Zimmer. Bei ihm wurde eine Form der Psychose diagnostiziert. Er beginnt, dem Arzt von seiner Woche zu erzählen. Schnell und lebendig spricht

der junge Mann, ähnlich wie ein aufgeregtes Kind, nur ausgesprochen eloquent. Nicht jeder Patient ist so offen, manche verschließen sich den Ärzten. Der Patient berichtet von seiner Wohnung und davon, wie sie durch das Muster des Teppichs immer unaufgeräumt wirkt.

„Ich bräuchte so einen Boden wie hier in der Klinik. Nur nicht in so einer hässlichen Farbe.“ Alle lachen. Fritz-Westermann hat von ihm gemalte Bilder in der Hand. Es sind beeindruckend realistische Zeichnungen.

Die Gründe, aus denen Patienten von Polizei oder Arzt in die Psychiatrie gebracht werden, sind sehr unterschiedlich. Es gibt Krankheitsbilder, die den meisten Menschen völlig fremd sind. Wer hier behandelt wird, hat sich kein gebrochenes Bein oder eine Lungenentzündung. Depressionen, Persönlichkeitsstörungen und

Suchterkrankungen beispielsweise sind Krankheitsbilder psychischer Natur.

Dass entlassene Patienten gesund wären, ist eine Illusion, erklärt Fritz-Westermann. „Man kann die meisten

**„Man muss mit der Zeit lernen, die Schicksale vom eigenen Leben zu trennen.“**

psychischen Krankheiten nicht vollständig heilen, man kann aber lernen, damit zu leben. Es ist wie beim Diabetiker.“ Nach

einem Aufenthalt in der geschlossenen Abteilung setzt sich die Behandlung deshalb normalerweise in einer der offenen Stationen fort.

Fritz-Westermanns Schicht ist nach der Visite zu Ende. Aber kann sie das Erlebte nach Feierabend wirklich loslassen? „Man muss lernen, die Schicksale vom eigenen Leben zu trennen. Sonst ist man irgendwann nicht mehr in der Lage, den Patienten zu helfen.“ Denn das ist das Ziel der 3A, und manchmal wird es erfüllt: Der junge Mann wird heute entlassen.



„Die meisten psychischen Krankheiten kann man nicht vollständig heilen. Man kann aber lernen, damit zu leben.“ Fotos: Nordholz

## Die Dosis macht das Gift

von **Marie Wuth**

Alternativen Heilmethoden wie Homöopathie haften oftmals ein pseudowissenschaftliches und esoterisches Klischee an. Doch inzwischen hat sich das Bild geändert. In den Wartezimmern solcher Praxen sitzen nicht nur Naturliebhaber, Korksandaleträger und Verfechter von Vollwertkost. Immer mehr Menschen entdecken Homöopathie als Alternative zu der herkömmlichen Schulmedizin.

Das Konzept der homöopathischen Behandlungsmethode basiert auf dem Prinzip, das 1796 von Samuel Hahnemann entwickelt wurde: Ähnliches wird durch Ähnliches geheilt. Dabei wird vor allem auf die Kräfte der Natur zurückgegriffen und Arzneimittel auf rein pflanzlicher Basis hergestellt. Krankheiten werden mit den Wirkstoffen behandelt, die in einer anderen

Einnahmedosis bei gesunden Menschen genau die Symptome hervorrufen würden, die der Kranke aufweist. Zum Beispiel wird aus Tollkirschen das Medikament „Belladonna“ gewonnen. Würde ein gesunder Mensch



Globuli schmecken wie Liebesperlen, nur die Wirkung ist anders. Foto: Butenschön

zehn bis zwanzig Beeren verzehren, wäre das die tödliche Dosis. Tollkirschen verursachen Fieber, Kopfschmerzen und trockene Schleimhäute. In der Homöopathie hingegen werden sie nach entsprechender Verarbeitung als Grippemittel eingesetzt. Gelingen kann dies über das sogenannte Verfahren der Potenzierung, nach dem sämtliche homöopathische Medikamente hergestellt werden. Die Grundsubstanzen werden im Verhältnis von 1:10 oder 1:100 mit Wasser und Alkohol verdünnt, also potenziert und als Streukügelchen, Globulis, produziert.

Unter Medizinern ist die Homöopathie ein kontrovers diskutiertes Thema. Der Fachbereich Humanmedizin der Philipps-Universität Marburg beschreibt die Behandlungsmethode als

„Irrlehre“, obwohl ihre Wirksamkeit empirisch nachgewiesen wurde. Im Gegensatz zu Schulmedizinern arbeiten Homöopathen nicht mit Medikamenten, die wie Antibiotika starke Risiken und Nebenwirkungen haben können. Außerdem beschäftigen sie sich eingehend mit ihren Patienten und führen lange Gespräche über Symptome und Ursachen der Krankheit, wobei auch psychologische Probleme eine tragende Rolle spielen. „Hin und wieder fragt mein Arzt mich sogar nach meinen Träumen“, erzählt Maria Fischer, die seit ihrer Kindheit in homöopathischer Behandlung ist. „Vielleicht kann der Blick hinter die Kulissen einer solchen Arztpraxis manch einen davon überzeugen, dass hinter Homöopathie mehr steckt als Hokuspokus.“



Das schöne Rennes hat meine Erwartungen übertroffen. Es strahlt voll junger Energie, mittelalterlichen Traditionen und akademischem, weltoffnem Geist.

Auf Vorschlag der Leuphana Universität habe ich mich für diese Stadt entschieden. Vor allem, weil mir das Austauschprogramm ermöglicht, zwei Semester und nicht nur ein halbes hier zu bleiben. Französisch habe ich einige Jahre zu Schulzeiten gelernt, ich mag den Klang der Sprache seitdem sehr gern. Hinzu kam mein Wunsch nach Ferne, einer anderen Kultur, dem Wissenschaftlichen meines Studienganges menschlich und lebendig zu begegnen.

Die französischen Studierenden haben sich Mühe gegeben, einige einflussreiche Veranstaltungen zu koordinieren. So gab es eine Woche lang einen Raum als Anlaufstelle für jegliche Fragen. Außerdem boten sie mehrere tolle Aktionen in der Innenstadt oder auf dem Campus an. Eine große Herausforderung zu Semesterbeginn war die Kurswahl, da Kurszeiten sich spontan geändert haben und lediglich in Aushängen veröffentlicht wurden. Und die musste man erstmal finden. Gar nicht so leicht für mich als Austauschstudentin.

Das hat sich aber schnell geändert. Bereits nach wenigen Wochen fühlte ich mich sehr heimisch und immer willkommen. Ich erlebe viel Neues und habe bereits eine neue Perspektive auf das gewonnen, was ich zurückgelassen habe.

**Josefine Becker**  
21 Jahre  
Leuphana:  
Kulturwissenschaften  
Rennes:  
Arts du spectacle

## Omas Gesundheitstipps auf dem Prüfstand

### Bei Hühneraugen: Zwiebel

**Oma Emmi rät:**

Wenn man von einem Hühnerauge gequält wird, dann hilft am besten eine Behandlung mit Zwiebel. Dafür schneide man von einer Zwiebel großzügig eine Scheibe ab und lege sie auf das Hühnerauge. Anschließend fixiere man die Scheibe mit einem Pflaster oder umwickle sie mit einem dünnen Handtuch. Das Ganze lasse man dann über Nacht einwirken. Diese Art der Behandlung dauert zwar eine Weile und muss wahrscheinlich mehrere Male wiederholt werden, ist dafür aber weniger schmerzvoll als andere Methoden.

**Doktor Wieg erklärt:**

Bei einem Hühnerauge handelt es sich um eine durch ständigen Druck hervorgerufene Hornschwielenbildung. Das Auflegen und Fixieren einer Zwiebel als Behandlungsmethode bewirkt, dass die Hornhaut aufgeweicht wird und somit bei wiederholter Anwendung Schicht für Schicht abgezogen werden kann. Je weniger Hautschichten da sind, umso näher kommt man an die Spitze des Hühnerauges, den sogenannten Sporn. Die nach Innen gerichtete Spitze kann dann Stück für Stück entfernt werden. Einfacher ist ein Hühneraugenpflaster.



# Wie hat dir die Startwoche gefallen, und was erhoffst du dir für dein Studium?

Müde, zufrieden oder enttäuscht? **Gesche Marie Hollweg** und **Melanie Böhme** trafen die Ersts bei der Abschlussveranstaltung. **Franziska Schkade** hat fotografiert.



Linus Wien, 19, Wohltorf: „Eigentlich war alles ganz gut, bis auf den Stress am Donnerstag. Ich hoffe, dass ich trotz des Pendelns viele Leute kennenlernen und mir die Seminare, die ich bekommen habe, Spaß machen werden.“



Kimberly Chuangsuvanich, 21, Lüneburg: „Mir hat die Startwoche sehr gut gefallen. Ich habe viele neue Leute kennengelernt. Für das Studium stelle ich mir vor, dass ich weiter so viele Bekanntschaften schließen kann.“



Ove Putensen, 20, Winsen/Luhe: „Ich fand die Startwoche nicht so gut. Unter den Koalitionen gab es viele Unstimmigkeiten - eher Anzicken als Partnerarbeit. Vom Studium verspreche ich mir, was zu lernen und viel Spaß zu haben.“



Fenja Raschke, 19, Wolfsburg: „An sich war die Startwoche interessant, allerdings kam der Spaß ein bisschen zu kurz. Für meinen Studienbeginn wünsche ich mir, dass alles reibungslos verläuft.“



Laura Wettram, 19, Lüneburg, und Toge Gunkel, 22, Hamburg: „Wir fanden die Startwoche an sich gut. Es hat erstaunlich viel Spaß gemacht, war aber auch überraschend anstrengend. Es war super mit den anderen Leuten in Kontakt zu stehen.“



Mona Otto, 19, Hamburg: „Die Gruppenarbeit war sehr gut. Die Gesamtorganisation allerdings nicht so. Einige Reden waren ziemlich sinnlos. Für das Studium erhoffe ich mir, mit den Leuten, die ich kennengelernt habe in Kontakt zu bleiben.“

## Eine Frau mit Humor

von **Anastena Gerst** und **Ann-Christin Busch**

Die Fernsehmoderatorin Charlotte Karlinder ist durch Sendungen wie dem „Sat1 Frühstücksfernsehen“ und „Mission MTV“ bekannt geworden. Vor Beginn ihrer Karriere als Moderatorin und Journalistin hat sie in Lüneburg das Studium der Kulturwissenschaften absolviert.

Auf die Studienzeit blickt sie gern zurück. Besonders gefiel ihr die familiäre Atmosphäre an der Lüneburger Universität. „Anders als in Großstädten ging man nicht in der Anonymität unter“, sagt sie. Lüneburg erinnerte Karlinder immer an ihren Heimatort Munkfors in Schweden. Einziger Nachteil an der Universität: „Die Frauenquote war leider sehr hoch - ein paar mehr Jungs hätten das Studieren doch um einiges spannender gemacht“, erzählt sie mit einem Augenzwinkern.

Zunächst will Karlinder Journalistin werden, sie mag besonders die praxisbezogenen Inhalte des Studiums und absolviert mehrere Praktika. „Ich wollte immer Journalistin werden. Das habe ich auch ein paar Jahre während und nach dem Studium gemacht, bis ich dann vor die Kamera wechselte“,



Charlotte Karlinder ist seit vielen Jahren erfolgreiche Moderatorin. Kürzlich war sie als Kandidatin in der Sendung „Die Alm“ zu sehen. Foto: RTL2

erzählt die Wahl-Hamburgerin. Zum Fernsehen kam sie durch einen Zufall, als das Geld eine Zeit lang knapp war. Nach ihrer Teilnahme als Kandidatin

bei der „100.000 Mark-Show“ wurde sie zu einem Moderatoren-Casting eingeladen. Die Fernsehkarriere nahm ihren Lauf. „Auf einmal stand ich mit 'nem Mikro vor der Kamera.“

Vor einigen Jahren hat Karlinder eine Familie gegründet. Nach einer Babypause steigt sie nun langsam wieder ins Berufsleben ein und möchte sich zukünftig stärker Projekten im Unterhaltungsbereich widmen. „Ich liebe es mit Menschen in Interaktion zu treten, ob auf seriöse oder humoristische Art.“ Ihre Kenntnisse in sieben Fremdsprachen sind dabei sicherlich hilfreich.

Für die Gelegenheiten, die sich ihr in der bisherigen Karriere boten, ist sie dankbar, hat aber auch immer hart dafür gearbeitet. Viele ihrer Kollegen seien jedoch auch ohne ein Studium ihren Weg in der Fernsehbranche gegangen. „Learning by doing“ ist trotz Studium Karlinders Motto. Sie empfiehlt jungen Menschen, die sich für eine Karriere vor der Kamera interessieren, den Weg nur dann einzuschlagen, wenn zwei Dinge vorhanden sind: der unbedingte Wille und ein sehr dickes Fell.

## Wichtige medizinische Erfindungen: Anti-Baby-Pille

von **Paul Rietze**

1944 macht der deutsche Gynäkologe Werner Bickenbach (1900-1974) die Entdeckung, dass das Hormon Progesteron den Eisprung bei der Frau unterdrückt. Aufbauend auf dieser Erkenntnis, stellt der aus Österreich in die USA ausgewanderte Biochemiker Carl Djerassi (geb. 1923) 1954 Norethisteron her. Es ist das erste synthetische Hormonpräparat, in dem Östrogen und Gestagen kombiniert sind.

Der amerikanische Physiologe Gregory Pincus, der schon bei den klinischen Tests von Norethisteron beteiligt war, und der Gynäkologe John Rock machten 1957 den nächsten Schritt, indem sie das erste oral einzunehmende Medikament zur Unterdrückung des Eisprungs entwickelten. Die erste „Anti-Baby-Pille“ wird in den USA unter dem Namen „Enovid“ zunächst als Mittel gegen Menstruations-

beschwerden vermarktet. Erst 1960 wird es offiziell als Verhütungsmittel anerkannt und verkauft.

In der BRD führt der Pharma-Konzern Schering am 1. Juni 1961 die Pille „Anovlar“ ein. 1965 erscheint sie unter dem Namen „Ovosiston“ auch in der ehemaligen DDR. Obwohl sich „die Pille“ gegen die Wertvorstellungen der 1960er Jahre durchsetzen muss, verbreitet sie sich mit großer Geschwindigkeit. Sie ist ein relativ zuverlässiges Verhütungsmittel und ermöglicht der Frau, allein die Entscheidung zu treffen, ob sie verhüten will oder nicht. Die Pille verhindert viele ungewollte Schwangerschaften und ist somit eine wichtige Errungenschaft in der Geschichte der gesellschaftlichen Gleichstellung der Frau.

Grafik-Vorlage: MatthewBowden / Wikimedia Commons



## Fortsetzungsgeschichte

Er hatte jetzt nicht den Kopf, sich mit dem Thema Gesundheit auseinanderzusetzen. Und mit Krankheit erst recht nicht. Viel zu viele andere Dinge schwirrten in seinem Kopf umher, die ihn beschäftigten. War es die richtige Entscheidung hier nach Lüneburg zu kommen? Würde er sich bei all dem Neuen zurechtfinden? Welche Veranstaltungen kamen auf ihn zu und wie viele? Was für Menschen würde er kennenlernen? Ob seine Mitbewohner wirklich so nett waren, wie sie beim Kennenlernen schienen?



von **Gesche Hollweg**

Teil 6

Fragen über Fragen, und keine davon konnte er beantworten. Er spielte Situationen durch. Mal gingen sie

positiv aus, mal negativ. Er versuchte, an etwas anderes zu denken, runterzukommen. Er griff zu seiner Zigarettenschachtel. Wenn hier kein Schild stand, konnte er schließlich nicht wissen, dass rauchen verboten war. Eine junge Frau kam an ihm vorbei. Sie nieste.

„Gesundheit!“

„Danke.“

Ein lächelndes Gesicht blickte ihm entgegen. Sie blieb stehen und schaute ihn fragend an.

„Sag mal, weißt du, wie ich zur Uni komme?“

Sie hatte auch nicht viele Sachen dabei und schien leicht durcheinander zu sein.

„Nicht so richtig, aber da muss ich auch hin...“

„Fängst du auch an, hier zu studieren?“

Ihre Grübchen und die Art, wie sie ihre Fragen stellte, gefielen ihm. Sie wirkte bodenständig, normal. So wie er. Ein bisschen überdrehter vielleicht.

„Sieht so aus. Und du?“

„Ja, ich auch. Hast du schon eine

Wohnung oder musst du in die Notunterkunft?“

„Hier gibt es Notunterkünfte? Nein, ich hab ein Zimmer im Studentenwohnheim. Und du?“

„Ich auch. Campus 1?“

„Nee, Campus 4.“

Sie sah ihn aus strahlend blauen Augen an und lächelte.

„Also, setz ich mich jetzt zu dir, wir rauchen noch eine Zigarette zusammen und dann geht es los?“

„Ja, genau so habe ich mir das vorgestellt.“

Auch er hatte ein Lächeln auf den Lippen. So hatte er sich das erhofft. Endlich nicht mehr allein, aber auch nicht umgeben von schrulligen alten Damen oder kleinen Gangstern. Er kam zur Ruhe. Es war eine innere

Ruhe, die ihn mit jedem Blick seines Gegenübers stärker einnahm.

„Wo kommst du denn her?“

Während sich die beiden über all ihre Befürchtungen und Erwartungen austauschten, verging die Zeit. Sie stellten fest, dass sie vieles ähnlich sahen. Dass sie beide ein wenig unsicher waren, obwohl sie das natürlich nicht zugaben. Und sie merkten schon jetzt etwas von dem, was sie in den nächsten Wochen noch viel öfter erfahren sollten: Manchmal sind es Blicke, manchmal ein kurzes Gespräch, aber immer wieder sind es neue Freundschaften, die dadurch entstehen. Als es langsam dunkel wurde, nahmen sie ihre Sachen und stiegen in den 12er. Sie fuhren los und wussten beide: Sie waren angekommen.